

DIE WELT

Hamburg, 8. September 2013

Zu Besuch in der frommen Welt des Opus Dei

Zum ersten Mal seit 20 Jahren lud der Kopf des geheimnisumwitterten Katholikenbunds Opus Dei zu einer Großveranstaltung in Deutschland. 1200 Gäste kamen – trotz des zweifelhaften Rufs der Organisation. Von Till-R. Stoldt



Foto: Privat Javier Echevarria, Prälats des weltweiten Opus Dei, stellte sich den Fragen der Gläubigen. Auf seinem Kopf trägt er ein rosafarbenes Bischofs-Käppi, "Solideum" genannt

All seinen Mut nimmt der achtjährige Junge zusammen – und rennt los. Mit hochgestrecktem Zeigefinger, wie in der Schule, läuft er die halbe Bühne in dem großen Festsaal entlang, bis er vor dem Bischof stoppt, genauer: auf Augenhöhe mit den bischöflichen Füßen. Denn die Bühne, auf der Bischof Javier Echevarria steht, ragt über einen Meter in die Höhe. "Ich möchte auch was fragen" ruft der Junge und reckt seinen Finger noch höher. Der Bischof beugt sich tief hinunter und hört zu. "Warum hat Gott den Teufel nicht einfach getötet?", will der Junge wissen.

Echevarria, der Leiter des internationalen Katholikenbundes Opus Dei, lauscht dem übersetzenden Glaubensbruder, staunt kurz und lächelt. Dann antwortet er in etwa, das wisse er auch nicht, aber der Teufel sei frei gewesen und habe sich fürs Schlechte entschieden. Wir Menschen sollten mehr aus unserer Freiheit machen und das Gute wählen. Das sei "einfach, aber auch schwierig", kommentiert dies der theologisch versierte Achtjährige. Er scheint mit der Antwort zufrieden – genau wie die 1200 applaudierenden Zuschauer.

Mythen zwischen Religion und Mafia

Um solche Antworten zu hören, pilgerten Mitglieder, Sympathisanten und Neugierige aus allen Teilen der Republik am letzten Augustwochenende in den Kölner Gürzenich – zur deutschlandweit ersten Großveranstaltung eines Opus-Dei-Leiters seit 20 Jahren. Was zog sie an? Gibt es nicht Dut-zende Medienbeiträge, nach denen das Opus Dei (zu deutsch: "Werk Gottes") ein halb mafiöser, halb sektiererischer Geheimbund sei?

Dennoch sind die 1200 Gäste begeistert – gutbürgerliche Herrschaften, Pastoren in schwarzer Amtskluft und weißem Stehkragen, freundliche Seniorenpaare mit rheinischem Zungenschlag, kin-derreiche Familien, meist beschliffene Herren mit nachdenklichem Blick und dezent geschminkte Damen mit schicken Kostümen, unter ihnen etliche Spanier (die auch keine Kopfhörer für die Si-multanübersetzung der spanisch gehaltenen Rede Echevarrias brauchen).

Wer verstehen möchte, was sie anzieht, muss "Mut aufbringen" – und sich "gestatten, einmal alle üblichen Diskussionen über das Opus Dei zurückzustellen". So befand der einstige Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz und spätere Kardinal Karl Lehmann bereits vor einem Jahrzehnt. Der liberale und allseits anerkannte Theologe hatte einst zu den Kritikern des Opus Dei gehört. Als des-sen Gründer Josemaria Escrivá de Balaguer 2002 jedoch heilig gesprochen wurde, vertiefte sich Lehmann erneut in des Spaniers Lehre und Werk, um anschließend eine Lanze dafür zu brechen – *obwohl* für ihn nach wie vor feststand, dass es beim Aufbau des Opus Dei tatsächlich zu "Proble-men" und kritikwürdigem Verhalten gekommen sei ("Anfangsprobleme" werden inzwischen sogar von Vertretern des Werks eingeräumt).

Die meisten Vorwürfe sind unbewiesen

Ganz sicher mache man es sich laut Lehmann aber "zu einfach, wenn man versucht, das Opus Dei als eine Sekte oder gar so etwas wie eine Mafia abzustempeln". Es sei unfair, dessen Botschaft "mit Rückgriff auf Verdächtigungen abzuwürgen". Zumindest in einem Punkt muss ihm da sogar der bekannteste deutschsprachige Kritiker des Werkes, der Publizist Peter Hertel, zustimmen: Auch er bestreitet nicht, dass die meisten Vorwürfe gegen das Werk Gottes unbewiesen sind.

Worin besteht also die "spirituelle Herausforderung" (Lehmann) des Werkes? Das verdeutlicht Echevarria an diesem Samstag im Gürzenich. Nach einem kurzen Vortrag fordert der 81-Jährige die Zuhörer auf, ihm Fragen zu stellen.

Bald meldet sich der Jazzmusiker Marcus, der mit Frau und Kindern aus Erfurt angereist ist. Er er-kündigt sich, wie man in einer gott- und kirchenfernen Umgebung etwas von der Schönheit des Christentums vermitteln könne. Der Bischof lauscht mit schief gelegtem Kopf, den ein rosafarbenes Bischofs-Käppi (das "Solideum") schmückt. Dann wippt er in seiner bodenlangen schwarzen Sou-tane über die Bühne und holt zur Antwort an den "Bruder" aus: "Liebe deine Arbeit sehr, liebe je-den einzelnen Ton deiner Musik, versuche Menschen eine Freude mit deiner Musik zu bereiten, weihe sie dadurch Gott!", rät er dem Jazzmusiker. Übrigens solle er sich nicht irritieren lassen, wenn manche Zeitgenossen seine Musikrichtung als "Bummbummbumm" abtäten. Viele andere wüssten sie zu schätzen.

Aktives Leben trifft auf Spiritualität

Das ist, vom "Bummbummbumm einmal abgesehen, auch die zentrale Botschaft des 1975 verstor-benen Werksgründers Escrivá: Ein aktives, arbeitsreiches Leben in Beruf und Familie harmoniere bestens mit intensiver Spiritualität. Niemand müsse sich aus der Welt zurückziehen, um Gott nahe zu kommen, niemand müsse religiöser Stümper sein, weil er eine Familie gründen und beruflich aktiv sein wolle. Folglich gründete Escrivá das Werk 1928 in der Hoffnung, primär Laien dafür zu gewinnen. Und tatsächlich sind laut Opus Dei 98 Prozent der weltweit 90.000 Mitglieder heute Lai-en, keine Kleriker.

Escrivás derzeitiger Nachfolger Echevarria erläuterte bei anderer Gelegenheit einmal: Ob "beim Kochen, Fußballspielen oder wissenschaftlichen Arbeiten" – in jeder Tätigkeit, jedem Augenblick könne man Gott danken, vertrauen und lieben. Er sei ja immer anwesend, in jeder Aktivität, im Hier

und Jetzt. Diese Lehre ist im Kern uralt und wurde von christlichen Mystikern aller Zeiten akzentuiert. Das Opus Dei wendet sie aber äußerst konsequent aufs moderne Arbeitsleben an. Und diese Botschaft ist in der Tat, wie der achtjährige Mini-Theologe vor der Gürzenich-Bühne sagt, einfach, aber anspruchsvoll.

Selbiges gilt für eine zweite Botschaft des Werkes: ein Christ muss kämpfen. Der kämpferische, fast ein wenig soldatische Zug spiegelt sich im Gürzenich überall: in der Selbstdisziplin, mit der der immerhin 81-jährige Echevarria während der gesamten Veranstaltung auf einen Stuhl verzichtet und über die Bühne marschiert; in den sportlich kurz rasierten Haaren der jüngeren Männer im Saal, aber auch in den Worten des Bischofs.

Als eine Kölner Studentin erzählt, die alltäglichen E-Mails, SMS und Apps, Internet und Smartphone lenkten sie manchmal von einem auf Gott konzentrierten Leben ab, empfiehlt Echevarria der Studentin gütig lächelnd einen alten Begriff der christlichen Tradition: "Abtötung". Er sagt auf Spanisch "mortificación". An dieser Stelle solle sie ihre Neugier ein Stück weit "abtöten". Natürlich seien die neuen Medien sehr nützlich, aber wenn sie einen Menschen nur noch trieben, ablenkten und zerstreuten, müsse man die gedankenlose Gier nach immer neuem Entertainment, immer neuer Information auch mal loslassen und verzichten.

Kämpferische Selbstbestimmtheit

Letztlich teilt er damit nur die Position von Psychologen, die das Ende der Selbstbestimmtheit nahen sehen, wo Medienkonsumenten die Informationsflut nicht mehr kanalisieren. Bei Echevarria klingt es allerdings kämpferischer. Und damit trifft er die Tonlage des Werkgründers.

Auch der scheuchte in seinen geistlichen Ratgebern die Leser aus einem bequemen, lauen und halbherzigen Christentum auf. Und ermunterte zum "tapferen Kampf" gegen eigene Schwächen und für eine Kultur der Liebe, wobei er gerne militärische Bilder des Neuen Testaments bemühte, denen zufolge Christen Soldaten der Liebe seien, die sich in geistlichen Schlachten zu bewähren hätten.

Noch eine dritte Eigenart des Opus Dei wird offenkundig: Im Werk kennt man wenig Scheu, klare Vorstellungen von einer reinen, sauberen Welt zu verbreiten. Das zeigt sich, als eine junge Frau namens Anna dem "Vater", wie er hier genannt wird, ihre Frage stellt. Sie sei "verlobt, sehr glücklich" und wolle "später einmal viele Kinder haben", vertraut sie dem Bischof und den 1200 Zuhörern an. Leider aber werde die traditionelle, kinderreiche Familie in Deutschland nicht mehr sehr geschätzt, obwohl das Land gleichzeitig vergreise. Wie solle man mit dieser zukunftslosen Stimmung umgehen?

Worte über den Reichtum der Liebe

Dazu fällt dem "Vater" einiges ein. Zunächst weist er darauf hin, dass es auch ungewollt Kinderlose gebe. Den anderen aber rät er, Wertesystem und Wortwahl zu überdenken: Wer an Kinder den Maßstab finanzieller Kosten anlege, habe von Liebe nicht viel verstanden. Natürlich müssten Eltern für Kinder auf manchen Komfort verzichten, aber das solle man besser nicht unter dem Begriff "Kosten" einsortieren, sondern unter "Reichtum der Liebe". Damit stößt er im Gürzenich auf offene Ohren – nicht nur bei den vielen jungen Ehepaaren mit allemal drei Kindern.

Einmal in Fahrt, zeichnet der Bischof beherzt weiter an der heilen katholischen Familienwelt. Der jungen "Schwester" Anna empfiehlt er, mit ihrem Verlobten "eine saubere Liebe" zu leben und später, wenn sie geheiratet haben, "der natürlichen Entstehung des Lebens keine Hindernisse in den Weg zu legen". Dann werde der Herr sie gewiss reich segnen.

Wenig später kommt er auf das Thema zurück und schärft den anwesenden "*Frauen und Männern*" ein, keine aufreizende Kleidung zu tragen, um ihre "natürliche Würde, ihre natürliche Moralität zu bewahren" – was sich im Blick auf Frauen offenbar leichter präzisieren lässt. Konkret wird er jedenfalls bei "zu kurzen Röcken und durchsichtiger Kleidung". Und tatsächlich sind die Damen im Gürzenich, soweit sie nicht Jeans tragen, mit knielangen Röcken bekleidet. Die sehen aber elegant und oft nicht billig aus, wie Markenschilder verraten.

Aus dem Gefängnis des Egoismus ausbrechen

Doch dem Klischee vom elitären Katholikenklub stemmt sich der Bischof entgegen. So gibt er dem eingangs erwähnten Jazzmusiker noch einen anderen Tipp mit auf den Weg: Wenn er den Menschen etwas von der Liebe Gottes nahebringen wolle, dürfe er sich vor allem nicht zu etwas Besonderem, gar Besserem erklären, sondern müsse vorbehaltlos eintauchen in die Welt seiner Kollegen, Nachbarn und Freunde, um für sie da zu sein.

Fast brüsk erinnert er seine Zuhörer: "Wir im Opus Dei sind nicht besser, wir haben so viele Fehler wie alle anderen". Auch Christen müssten sich immer wieder neu mühen, "aus dem Gefängnis des Egoismus auszubrechen" und in die Freiheit der Großherzigkeit vorzustößen. Die 1200 Zuhörer nicken bedächtig.

Auch nach Ende des Beisammenseins in der "Familie des Opus Dei", wie Echevarria es ausdrückt, mögen sich die meisten Besucher nicht auf den Heimweg begeben. Stundenlang stehen sie vor dem Gürzenich, lachen und plaudern, bevor sie in Grüppchen oder allein dann doch ihre kleine Gegenwelt verlassen und in die shoppende Masse der Kölner Schildergasse eintauchen – zwischen dauerbimmelnden I-Phones, superkurzen Röcken und Halbwüchsigen, die sich lautstark mit "Ey, Opfer" ansprechen.

(Ende)